

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

231

Roman von M. E. delle Grazie.

„Sorg' er, daß ich morgen früh um zwei geweckt werde,“ befahl der Graf, ohne aufzublicken. „Ach, und was ich noch sagen wollte . . . wenn er den Menageford packt: fünf Flaschen Sekt geh'n mit!“

Und nachdem Seine Gnaden solchermaßen alles Nötige in Erwägung gezogen, beliebten sie, sich auf dem hirschedernen Ruhebett ein Weilchen auszustrecken, um mit offenen Augen zu träumen. Dazwischen ahmte die erlauchte Zunge immer wieder die Locktöne der Balz nach.

„Ist der närrisch auf den Hahn!“ dachte draußen der gährende Leibjäger.

Noch trug der Wind die lustigen Weisen des Kirchtags über Geden und Göße, stampften die Burschen unter lauten „Zuchezern“ den Boden auf, daß der Staub wie ein goldflimmerndes Netz um die „Gütt'n“ hing, gab es Rausche, die drei Tage alt waren und weitere drei Tage guten Schlafes brauchten, um endlich aus dieser Welt der Aergernisse zu kommen. Nur bei den Zillis blieb alles still. So still, daß es selbst dem alten Hofhund ganz bange wurde und er von Zeit zu Zeit ein klagendes Geheul ausstieß, das sich gar seltsam und wunderbar in die frohen Klänge mischte, die den anderen die Zeit vertrugen. Daß kein Pferd vor den Pflug, keine Kuh an den Wagen gespannt wurde und die Annaliese nicht wie sonst mit dem Grastuch ausging, um für die Ziegen den lockeren Klee heimzutragen, nahm den alten Sektör nicht wunder. Es gab ja manchen Tag im Jahr, an dem die Arbeit ruhte und auch seine Herrschaft sich's wohl sein ließ. Aber irgend etwas geschah doch immer an solch stillen, verträumten Sonntagsnachmittagen. Eine Sense wurde gedengelt, der alte Bauer stiefelte über den Hof, um nach seinen Bienen zu schauen, die Mädel schossen im Sonntagsstaat an dem alten Sektör vorüber, daß die Zipfel der Kopftücher flogen und die hochgebauchten Steifrüde knatterten. Und wer immer an solchen Nachmittagen an der Hundehütte vorbeikam, hatte ein gutes Wort für den treuen Wächter des Hauses. Läuteten aber die Glocken den Abendfrieden ein, kam die Bäuerin selbst über den Hof und nahm ihm die schwere Kette ab. Das waren Sektors Sonn- und Festtage gewesen, zehn Jahre lang. Heute hatten sie sogar vergessen, ihm das Futter zu bringen! Wann wäre das früher je geschehen? Und so totenstill lag das Haus, während das ganze Dorf noch immer auf den Beinen war! Sonst sah man wenigstens die Bäuerin an den Fenstern. Sei es, daß sie den bunten Geranienslor goß oder einen Augenblick müdig hinauspähte, die Hände lässig über die Schürze gelegt, weil es eben Feiertag war. Aber nicht einmal das geschah heute. Und Sektör bellte und bellte.

Die Resl hatte gemeint recht klug zu sein, als sie die Annaliese „ins Bitt'n“ schickte. Vor Gott und ihrem Gewissen freilich war sie schamrot geworden. Denn eigentlich war das ja doch eine Spekulation auf die Schwäche des gnädigen Herrn. Daß der die Annaliese gerne sah, wußte das ganze Dorf, und auch der Annaliese war darüber der „Kamm gemacht“. Wenn die nun vor den gnädigen Herrn trat und recht schön bat . . . so recht schön? Daß die Annaliese „brav“ war, wußte die Resl. Was konnte ihr also gescheh'n, am helllichten Tag? Ein paar schöne Sachen wird er ihr sagen, dachte die Alte, „und ihr a bissel unter die Aug'n schau'n“. Und wenn er ihr nach'm Sinn g'lang'n sollt' . . . du liebe Welt! War deshalb schon ein Unglück gescheh'n? Der hochwürdige Herr Dechant von Schönbach tat ja dasselbe, wenn ihm ein braves Mädel gefiel. Und wie die Welt nun einmal war. . . Der Teufel wollte eben auch zuweilen seine Kerze haben! Die Annaliese aber würde sich nicht „a Nicht!“ vergeben. So weit glaubte sie das Mädl zu kennen.

Und nun war das Unglaubliche geschehen, der Herr Graf hatte die Annaliese nicht einmal vorgelassen!

„Unt' hob'n i' mi steh'n loss'n und hob'n mi ong'schau,“ schluchzte das Mädel. „Und nachher hob'n i' mich furtg'wie's'n. Und i bin dog'stand'n und hob ka Wort red'n könnn.“

„Ober i hob d'r do gesogt, wia's d'es onstell'n sollst,“ jammerte die Alte.

„Red't's ös, wonn olle harb san auf Ent und Ent ong'schau'n, i woach nit wial!“

„Und wos hot denn der Mexikaner g'sogt!“

„Daß der gnädige Herr nit g'ärgert und molestiert sein will.“

„Nachher host eahm ober do load ton, wia?“ fragte die Bäuerin. „Und do hot er d'r g'sogt . . .“ Sie konnte die Worte, die ihr noch eine letzte Hoffnung übrig ließen, nicht oft genug hören.

„Daß i moring, in aller Fruah, bei der „Sogdhütt'n“ klau'n soll,“ erwiderte das Mädel bekloffen. „Und doß i den Herrn Gros'n zeb'n ongeh'n soll . . . wonn er mi onhör'n will!“

„Wonn's nur nit grod bei der Schweighütt'n war,“ warf die jüngere Schwester besorgt ein.

Aber Resls Ungeduld, ihren Alten wieder heil und frei zu sehen, ließ keine Sorge mehr aufkommen. „Red' nit so daher!“ fuhr sie das Mädel an. „Beim Klau'n san do olleweil no a poor ond're a do.“

Die Rosala, wie Zürys Jüngste hieß, war sonst ein kluges Mädel. Doch die Redefertigkeit der Mutter und die Herrschucht der schönen Schwester hatten sie schon von klein auf stets in die Ecke gedrängt. „Muacht olleweil Dein Licht leucht'n loss'n?“ pflegte Resl ihre Jüngste bei solchen Gelegenheiten anzufahren. So hatte sich die Rosala gar bald daran gewöhnt, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Und weil sie nicht bloß klug, sondern auch bescheiden und friedfertig war, tat sie es auch heute. Ganz heimlich aber dachte sie: „Wie wunderbar, daß sich der Graf so viele Leut' nachschid'n laßt, wenn er auf den Hahn geht!“ Aber freilich — die „Klaubungen“ begannen erst um fünf Uhr morgens und bis dahin konnte der gnädige Herr seinen Hahn schon haben! Und wenn er dann in guter Laune zurückkehrte. . . Ihr war es ja auch recht, wenn der Vater wieder heimkam!

Ueber all dem Hoffen und Verzagen war Stunde um Stunde hingegangen. Nun sank der Abend herab, der zweite, der das Haus ohne den Vater fand. Zürys Sohn hatte die Seinen wieder heimbringen müssen, Arbeit gab es auch genug. Da konnte man nicht drei Tage lang sitzen bleiben und den Weibern flennen helfen. Selbst hatte er gar wohl gemerkt, daß diesmal auch die Mutter ihr Teil Schuld an der leidigen Sache trug. War sie es nicht gewesen, die den Alten bis zuletzt „auf'hußt?“ „Weiber, Weiber,“ dachte der ruhige Mann trotz allen schuldigen Respektes. Immerhin hatte er versprochen, beim Heimfahren einen Umweg zu machen, um den Schönbacher Schreiber sofort von allem in Kenntnis zu setzen. Ob der Schönbacher Schreiber der „Richtige“ war in einer solchen Angelegenheit? „Wird noch mehr Feuer zutragen,“ dachte der junge Bauer verstimmt. Weil er den Weiberleuten aber nicht jede Hoffnung nehmen wollte, schwieg er das Letzte in sich hinein. Seiner Meinung nach war über die ganze Sache schon viel zu viel „Staub ausgegangen“.

Die Geranien zwischen den Fenstern flammten im letzten Abendchein auf; allmählich brach die Dämmerung herein, legte ihre Schatten wie graue Spinnennetze erst über die Dielen, kroch endlich langsam an den Wänden empor, machte alles noch stiller und trauriger, als es den einsamen Frauen ohnedies erschien. Die Alte schwieg schon die längste Zeit, und weil das so gar nicht die Art ihrer Mutter war, wurde es den Jungen noch beklommener zumute. Dazu die tiefe Stille im Haus. Knecht und Magd waren noch beim Tanz.

„Wenn ich nur die Musik nicht hören müßt,“ dachte die Rosala. Sie konnte es ihrer Jugend nicht wehren, daß ihr bei all dem Jammer doch auch andere Gedanken kamen. Aber der „Kirritog“ war schon verloren für sie. Das erfüllte sie mit einer besonderen Wehmut, die sie nicht meistern konnte, so beschämt und tapfer sie sich auch gegen ihre heimlichen Wünsche wehrte. Man ist halt doch nur einmal jung, dachte sie, und der „Kirritog“ kam nur einmal im Jahre! Ja wenn der junge Zöllner nicht gewesen wär', aber der tanzte sicher weiter unter der „Gütt'n“, als wenn nichts geschehen wäre. Ihm war ja auch nichts gescheh'n, gar nichts. Aber daß ihm der Jammer der Rosala so wenig naheging, daran konnte nur eine andere schuld sein. „Zind't er mi nit beim Flennen,

zum Lachen sind' i mir hold an'n ond'ren!" dachte das fluge Mädchen. Aber einstweilen tat es doch weh. . . . Und doppelt verlassen fühlte man sich auch.

Zwischen den welken Fingern der Bäuerin kam ein leises Mirren hervor. Es war der Rosenkranz, den sie in ihrer Verzweiflung herunterbetete, seiner ganzen Länge nach, schon zum drittenmal an einem Tag.

Auch die Annaliese wollte dem lieben Gott mit einem recht kräftigen „Gebitt“ kommen. Und damit ihr ja kein Gedanke danebenging, hatte sie sich den Rosenkranz des Vaters um die Finger geschlungen. Denn Annaliese liebte ihren Vater über alles und war in ihrer „gach'n“ Art so ganz seine Tochter. Warum ihr trotz alledem die Vaterunser und Ave Maria nicht recht von den Lippen gingen, immer wieder von Gedanken und Vorstellungen verdrängt, die mit all dem Jammer so gar nichts zu tun hatten? Ihr selbst so fremd und unheimlich waren, als sähe eine andere Annaliese hinter ihr und spräche ihr immer wieder zwischen die „G'ieß'n“ hinein, daß sie kaum mehr wußte, ob sie den „schmerzhaften“ oder den „glorreichen“ Rosenkranz bete.

„Mit vorg'loss'n hot er mi, schau,“ dachte sie; dachte es vielleicht schon zum hundertsten Male heute, und wußte doch nicht mehr von sich und diesem Gedanken, als daß sie davon nicht loskam. Denn der Gedanke war fortwährend da, ob sie sah, ging, aß oder betete. Wie ein Gezißel kam es aus ihrer Seele, daß ihr oft war, als müßten es auch die anderen hören. Und wie sie sich auch wehrte, er hatte etwas von einem Stachel in sich, dieser Gedanke. Er bohrte und bohrte und — er tat auch weh!

Zu oft hatte man das schöne Mädchen mit dem „gnädigen Herrn“ geneckt. Zu viel ihr von den Umwegen erzählt, die er mache, bloß um ihr zu begegnen. Und weil die Annaliese eitel war, sehr eitel, hatte sich das wie ein Gift in ihre Seele gefressen; ihr eine Haltung gegeben, ein Selbstbewußtsein geliebt, als hätte der „gnädige Herr“ ihr gestanden, was die anderen ihm nachsagten.

„Loß't's mi nur hingeh'n, Nuida,“ hatte sie voll Zuversicht geprahlt. „Wonn Daner, kriag i den Voda außa . . .“

Und nun? Nicht einmal vorgelassen hatte sie der „gnädige Herr!“

War er wirklich so „harb“ oder gefiel ihm wieder eine andere? Auch daran konnte sie nichts ändern. Nachdem sie aber der Mutetr alles erzählt, war sie leise, ganz leise nach ihrer Kammer geschlichen und hatte dort eine ganze Weile in den Spiegel gestarrt, der neben ihrem Bett hing. War sie häßlich geworden? Nein. Warum hatte er sie also nicht vorgelassen? Warum?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

21)

Der süße Duft des verschütteten Schnapses, der Zauber, der von der Geliebten ausging, hatten ihn bereits berauscht, ehe er auch nur einen Tropfen getrunken hatte; das Schmolzen des Mädchens vermochte er nun schon gar nicht zu ertragen. Es bannete im Augenblick alles, was in ihm sich gewehrt hatte, ihr den Willen zu tun, und ehe er sich voll dessen bewußt wurde, was er tat, setzte er das Glas an und goß seinen Inhalt in einem Zuge hinunter.

Er schüttelte sich nicht einmal, obgleich der Schnaps, der zwar nicht sehr stark war, ihn doch ein wenig brannte.

Der Joseph lachte und schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel; die Grete wandte sich ihm, den lieben leuchtenden Blick wieder in den Augen, aufs neue zu und meinte: „Siehste, aßu biste doch a Mann!“ Und er selbst kam sich, da er nun getan hatte, was die andern wollten, so recht wie ein Held vor.

In den Augen des Schusters aber, der stumm der Kleinen Szene zugeesehen hatte, blitzte ein wilder Triumph auf, weil er seine Rache, auf die er Jahre und Jahre hatte warten müssen, endlich gelingen sah.

Nun mußte der Paul auch mit den beiden Männern anstoßen und jedesmal austrinken, so daß ihm ganz wirblich im Kopfe wurde und er kaum noch wußte, was er tat, wenn er immer wieder nach dem neu gefüllten Glase griff und mit einem Blick auf die Grete das süße Gift hinunterstürzte. Ein leises, läppenweiches Streicheln ihrer Hände, der feste Druck ihres Schenkels, der dicht an seinem Lag, belohnte ihn dafür.

„Na gell,“ fragte sie und sah ihn im Gefühl ihres Triumphes mit blizenden Augen an, „na gell, er schmedt gut!“

Da nickte er mit schwerem Kopf, und seine Augen glänzten wie im Fieber.

Es war schon spät, als die beiden Burschen durch das Dorf nach Hause trappeten, Paul ganz erfüllt von einem schweren, süßen Rausch, den Liebe und Alkohol in ihm erzeugt hatten,

Immer wieder fühlte er, wie beim Fortgehen im dunklen Hausflur das Mädchen sich dicht an ihn gedrängt hatte. Blutströme waren dabei durch seinen Körper gerast, daß er, seiner nicht mehr mächtig, plötzlich beide Arme um die Bitternde geschlungen, sie an sich gepreßt, sie wild geküßt hatte, bis der Zuruf des Joseph, der mit dem Schuster plaudernd schon im Vorgärtchen stand, ihn wieder zur Besinnung brachte.

Noch umwehte ihn jetzt auf dem Heimwege der Duft ihres Haares, der heiße Atem ihres Körpers, noch empfand er die Glut ihrer dürstenden Lippen, und im Ohr klangen ihm immer wieder die zärtlich geflüsterten Worte:

„Na gell, Du kommst wieder, Paule!“

Geräuschlos waren die Burschen in das Haus und auf den Strümpfen die Treppe hinaufgeschlüpft, und nicht einmal die dritte Stufe von oben, die sonst immer Lärm macht, hatte gequarrt, so vorsichtig und leise waren sie gewesen.

Das feine Ohr der Kranken hatte sie doch gehört.

Den ganzen Nachmittag war die Meisterin von stetig sich steigender Sorge hin- und hergeworfen worden, die am Abend in qualendste Angst überging.

„Wo der Paul bloß bleibt,“ hatte sie immer wieder, die Hände ringend, gerufen: „Wo bloß der Junge bleibt!“

Wenn sie mit ihrer Sorge sich erschöpft hatte, war sie für kurze Zeit in ohnmachtähnlichen Schlaf gesunken, aus dem aber ihre Angst sie bald wieder aufriß. Mit der Frage: „Is der Junge da?“ schreckte sie empor und wußte die Antwort schon, ehe sie laut wurde.

Als die Angst gar zu qualend wurde, fuhr sie hastig aus dem Bett; ehe sie aber mit dem Ankleiden beginnen konnte, wurde ihr schwarz vor den Augen, ihre Hände griffen in die Luft und ohnmächtig sank sie in die Kissen zurück.

Die alte Schmidten, die der Paul zur Krankenpflege bestellt hatte, war schon ganz ratlos; alle ihre Trostgründe hatte sie erschöpft, ohne daß es versangen hätte, und sie begriff nicht einmal, warum die Meisterin sich so ängstigte. Ein Bursche wie der Paul ging doch nicht verloren, weil er ein paar Stunden außer dem Hause blieb.

Wie zerbrochen lag die Kranke matt in den Kissen, die Augen weit aufgerissen, die Ohren auf jedes Geräusch gespannt, das draußen laut wurde. Sie fragte nicht mehr und klagte nicht mehr, und ihre Züge waren unbeweglich geworden. Nur durch die krampfhaft wie zum Beten verschlungenen Hände lief ein nervöses Weben, und aus der Kehle rang sich manchmal ein trodenes Aufschluchzen.

Um Mitternacht endlich hörte sie ihn mit dem Joseph heimkommen: heimlich, auf Strümpfen, wie ein Dieb. So war auch der Vater immer geschlichen in der ersten Zeit.

Nun war ihr zur Gewißheit, wo er gewesen, und sie stöhnte laut auf in unsäglichem Qual.

8.

Gegen Morgen, er hatte erst einige Stunden geschlafen, weckte die alte Schmidten den Paul: er sollte nach Alt-Heinrichau zum Doktor, weil die Mutter gar so schlecht war.

Als er an das Bett der Kranken trat, sah sie ihn mit harten, vorwurfsvollen Blicken an, und unter Schmerzen sich windend, fragte sie:

„Wo . . . wo warst'n nächta?“

Da überzog sahle Blässe des Burschen Gesicht. Nun erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er sich versündigt hatte an der Mutter, mit Vergessen und Alleinlassen, mit Zuwiderhandeln gegen ihren Willen.

Schuldbewußt stellte er sich, als habe er nie leise gestöhnte Frage nicht gehört und tat wie aufgewühlt von der Sorge um ihr Befinden:

„Was is denn, Mutter? Jeses, was hats denn? Is Dir so schlecht?“

Er wollte in überquellender Zärtlichkeit ihr hageres, unter der Qual der Schmerzen mit feinen Schweißperlen bedecktes Gesicht streicheln, sie aber wehrte ihm finster:

„Nischt hats! Wo Du warst, nächta, will ich wissen!“

Sie schrie es nun fast in Schmerzen und Angst.

In aller Qual war ihr Wille noch stark genug, und zwang ihn doch, daß er bekennen mußte:

„Beim Glück-Schuster halt! Die Stiefel hab ich ihm zum Machen getragen!“

„Zu dem? Zu dem?“

„Nu, wenn doch der Neumann-Schuster nich da is!“ verteidigte der Bursche sich.

„Und a ganzen Nachmittag und Abend . . . bis in die Nacht rein?“

Er senkte den Kopf und antwortete nicht.

Da riß es sie hoch:

„Das haste mi angetan! Du! Das haste mir antun können. . . . Du! . . . mir!“

Ihre Augen flammten in Wut und Verzweiflung. Sie hatte ihn an der Zoppe gepackt und rüttelte ihn mit ihren schwachen Händen hin und her, rüttelte den starken Burschen hin und her, so widerstandslos war er geworden unter ihrem Zorn.

„Mir haste das angetan . . . Du!“

„Blöcklich gab sie ihm einen Stoß, daß er taumelte.“

„Geh mir aus a Augen!“

Kraftlos fiel sie in die Kissen zurück und drehte sich der Wand zu. Sie sah ihn nicht mehr an, redete nicht mehr mit ihm, stöhnte nur oft unter wütenden Schmerzen leise vor sich hin, antwortete auch nicht, als er fragte, was er dem Arzte berichten sollte.

So stand er ratlos am Bett und drehte unschlüssig die Hände in den Händen, bis die alte Schmidten, die wieder hereinam, ihn fort-schickte.

Da trotzte er mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern nach Alt-Heinrichau, um Sanitätsrat Hartung herbeizurufen.

Sein Schädel war noch wüst von den Dünsten des ungewohnten Alkohols, und das Denken fiel ihm schwer, tat ihm weh; aber der Mutter Born ließ ihm nicht Ruh, er mußte sich immer tiefer hinein-bohren in den Gedanken: „Was sie bloß hat gegen den Glücks-Schuster?“

Zu einem Ergebnis kam er vorerst nicht, erst der Joseph brachte seine Gedanken auf einen neuen Weg.

Pauls Stimmung war auch am Vormittag nicht die beste: der Doktor hatte ein ernstes Gesicht gemacht, etwas verschrieben und gesagt, daß er morgen wiederkommen werde. Die Mutter, die der Wursche reumütig hatte versöhnen wollen, behandelte ihn, als wäre er Luft: auf all seine Reden und Fragen sollte sie ihm noch ein Wort antworten. Das konnte ihn schon gerade in Wut bringen:

Dann halt nicht! Da sollte sie das Reden eben lassen! Da brauchte er ja auch nichts mehr zu sagen!

Wütend warf er den Puffhobel auf, daß er von der Bank ab-springend zu Boden fiel. Aufstöhnend strich er sich über das Haar. „Was hats denn?“ fragte hämisch lächelnd der Joseph, der an der anderen Werkbank polierte.

„Laß mich zufrieden!“

„Nu, nu, friß mich od' nich gleich!“

Der Geselle nähte seinen Lappen mit Politur, und als habe der Geruch des Spiritus ihn auf den rechten Weg gebracht, fragte er:

„Du hast wohl Haarwurzeln-Rheumatismus, hä?“

„Was is denn das nu wieder?“

„Der Kopf tut Dir weh, na gell?“

Der Paul knurrte ärgerlich.

„Da mußte Hundehaare auflegen, das hilft!“

„Du . . . gelt . . . mach mich nicht schlecht!“ begehnte der Wursche hitzig auf, und seine Augen sprühten. „Toppenn kann ich nu grade schon am besten vertragen, das weißt!“

„Nu, nu,“ begütigte der Geselle, dem an einem Streit heute nichts gelegen war, „man sagt doch ja! Kennst du das nich, hä?“

Fragend sah der Paul zu ihm hinüber.

„Da trink! Da haste Hundehaare!“

Der Joseph reichte ihm die Schnapsflasche, die er mitten unter den Politurflaschen stehen hatte.

„Neel!“

„Trink od'! Erst schmedts nich, wenn man 'n Kater hat, dann aber tu's gut, kannst mir glauben!“

„Die Mutter is so schon tüdtsch auf mich!“

Der Joseph lachte.

„Brauchtst ihr ja nich gleich zu beichten!“

„Du weißt doch: die merkt's. Die riecht a Schnaps auf hundert Schritt!“

„Kau halt a paar Kaffebohnen, da is der Geruch aus'm Munde gleich weg!“

(Fortsetzung folgt.)

Ueberaus glänzende Versuche führte Bons-Berlin vor. Es ist ihm gelungen, die Koppelung bei der sogenannten Stoß-funktion erheblich zu verbessern, wodurch die Anwendbarkeit dieser Apparate für die drahtlose Telegraphie sehr wesentlich erhöht wird. Es konnten Wechselströme erzielt werden, die nahezu eine Million mal in der Sekunde die Stromrichtung ändern. Brachte man eine Lufileere, mit ein wenig Quecksilber gefüllte Glasröhre in ein solches elektrisches Feld, so strahlte sie ein Licht von mehr als 1000 Kerzen Stärke aus, das den verdunkelten Saal vollständig erhellte. Wurde eine Tesla-Spule erregt, so gingen von ihrem Kopfe Entladungen aus, bei denen förmliche Lichtströme bis zu 1000 Funken in der Sekunde mit lautem Tönen in die Umgebung entzündet wurden — ein für Auge und Ohr gleich eigen-artiger Eindruck.

In der Abtheilung für Hygiene hielt Dr. Hans Kampff-meyer-Karlsruhe einen Vortrag über:

„Die deutsche Gartenstadtbewegung und ihre Bedeutung für die Volksgesundheit.“

Das Ideal der Hygiene ist, führte er aus, die Bevölkerung in weiträumig gebauten und mit blühenden Gärten durchsetzten Klein-hausquartieren unterzubringen. Den wichtigsten Beitrag hierzu hat die Gartenstadtbewegung geleistet. Eine Gartenstadt ist nicht eine beliebige Stadt oder Vorstadt mit ein paar Gärten, sie hat auch nichts mit Villenkolonien zu tun, die von findigen Terrain-spekulanten so bezeichnet werden, um die öffentliche Meinung für ihre keineswegs gemeinnützigen Gründungen zu gewinnen, eine Gartenstadt ist vielmehr eine planmäßig gestaltete Siedelung auf wohlfeilem Gelände, das dauernd im Eigentum der Gemeinschaft erhalten wird, so daß jede Spekulation mit dem Grund und Boden für immer ausgeschlossen ist und der Wertzuwachs der Gemein-schaft gesichert bleibt. Dadurch wird in der neu entstehenden Stadt der Garten auch für den Minderbemittelten erhalten. Im Jahre 1902 hat sich die deutsche Gartenstadtgemeinschaft gebildet, die sich bereits zu einer leistungsfähigen Organisation entwickelt und schöne Erfolge erzielt hat — in der Nähe einer ganzen Reihe von Groß-städten sind Gartenstädte entstanden oder im Entstehen begriffen, so daß man, ohne als Utopist zu erscheinen, der Gartenstadtbewe-gung eine große Zukunft prophezeien kann. Wenn sie auch nicht die Wohnungsfrage lösen wird, so wird sie doch für die Forde-rungen der Hygiene neues wertvolles Material beibringen und durch ihre praktischen Erfolge dazu beitragen, daß die Forderungen der Hygiene in immer weiteren Kreisen der Bevölkerung und der Behörden anerkannt und verwirklicht werden.

Heute vormittag fand die zweite Allgemeine Versammlung statt, in der zunächst Prof. Winkler-Lüdingen einen Vortrag über:

„Pflropfbastarde“

hielt. — Die Frage, ob es möglich ist, bei Pflanzen Bastarde, also Organismen, deren beide Eltern verschiedenen Arten angehören, außer durch Kreuzbefruchtung auch durch Pflropfung, also auf un-geschlechtlichem Wege, zu erzeugen, hat die Botaniker und Bio-logen seit dem Jahre 1825 auf das lebhafteste beschäftigt. In diesem Jahre erhielt nämlich der Gärtner Adam zu Birch bei Paris einen Bastard zwischen Goldregen (Cytisus laburnum) und Cytisus purpureus, von dem er angab, er sei durch Pflropfung entstanden. Merkwürdig war das häufige Auftreten von Näs-schlägen an der Pflanze, es erschienen oft ganz plötzlich und un-bermittelt Triebe an dem Strauche, die den Bastardcharakter auf-gaben und ganz rein die eine oder andere Elternart darstellten. Alle Versuche, die Bastardpflanze von neuem durch Pflropfung zu erhalten, schlugen fehl und die meisten Botaniker neigten der An-sicht zu, daß dieser Cytisus Adami (des Adam) auch kein Pflropf-bastard, sondern ein sexuell entstandener Bastard sei. Freilich gelang es auch nicht, ihn durch Kreuzbestäubung der beiden Eltern-arten wieder zu erhalten.

Im Jahre 1900 tauchten wieder Pflanzen auf, die als Pflropf-bastarde gedeutet werden konnten, und zwar zwischen Nispel und Weißdorn; wo die Unterlage und das Reis miteinander verwachsen waren, sproßten nicht weniger als drei verschiedene Mittelbildun-gen beider Pflanzen heraus. Aber auch hier ließ sich trotz ge-nauester Untersuchung nicht feststellen, ob nicht doch Bastardie auf sexueller Grundlage vorlag. Seither hat aber Winkler (der Vor-tragende) durch systematisch unternommene Versuche die Möglich-keit von Pflropfbastarden endgültig bewiesen: durch Pflropfung der Tomate auf einen Nachtschattenteimling entstand ein Sproß, der in der Weise Eigenschaften von Tomate und Nachtschatten besaß, daß alles, was links von der langshalbierenden Fläche lag, To-matencharakter, alles, was rechts lag, Nachtschattencharakter trug. Es war also so, wie wenn aus Kreuzung von Pferd und Esel nicht ein Maultier entstand, sondern ein Füllen, das links von der Wirbelsäule rein Pferd, rechts rein Esel gewesen wäre. Solche Organismen gibt es nicht in der Natur; es war also eine ganz neuartige Kategorie von Lebewesen in die Erscheinung getreten, zu denen die Analogien nur in den

antiken Fabelwesen

nach Art der Centauren oder Chimäre vorlagen. Bei den späteren Versuchen von Winkler entstanden zunächst immer wieder Bastarde von dieser eigentümlichen Art. Aber bei Fortsetzung der Versuche entstand dann doch eine Mittelbildung zwischen Tomate und Nachtschatten, die völlig einem durch Kreuzbestäubung erhaltenen

83. Versammlung deutscher Natur-forscher und Aerzte.

Karlsruhe, den 29. September 1911.

Gestern fanden noch zahlreiche Abteilungs-sitzungen statt. Hoch-bedeutung waren eine ganze Reihe von Vorträgen in der Ab-teilung für Physik, wo über grundlegende Fragen unserer ge-samten Weltanschauung verhandelt wurde. Die „neue Mechanik“, nach der „absolute Bewegung“ nicht möglich und nicht erkennbar für uns ist und die zu der merkwürdigen Folgerung führt, daß auch die Zeit nichts „Absolutes“ sei, sondern von der Geschwindigkeit abhänge, erfreut sich bei den Physikern einer immer größeren An-hänger-schaft; aber die experimentellen Grundlagen dieser neuen Anschauung sind noch keineswegs so gesichert wie es vielen scheint, und wurden von Prof. Budge-Berlin einer scharfen Kritik unterzogen.

Großes Aufsehen hat vor einigen Jahren die Entdeckung der „flüssigen Kristalle“ gemacht, die dem Karlsruher Physiker, Pro-fessor Lehmann, gelang. Die Versuche, aus denen die kristallinische Struktur vieler Flüssigkeiten hervorgeht, sind ungemein schwierig anzustellen und ihre Wiederholung ist keineswegs überall geglückt, so daß vielfach die Existenz flüssiger Kristalle noch in Zweifel ge-zogen wurde. Nebenbei war es in Frankreich der Kristallograph an der Vergakademie in St. Etienne, Prof. Friedel, der diese An-schauung vertrat. In Paris dagegen sind die Versuche mit vollem Erfolge von Prof. Ranguin wiederholt und erweitert worden und Ranguin trug die Ergebnisse seiner Untersuchungen in der Physi-kalischen Abteilung vor. Sie sind so schlagend, daß auch Friedel jetzt seinen ablehnenden Standpunkt aufgegeben hat und die flüssigen Kristalle als etwas Tatsächliches anerkennt.

und auch insofern Ähnlichkeit mit dem Cytisus Adami hatte, als sich sehr bald häufige Rückschläge zu den Elternarten einstellen. Winkler hat bis jetzt bereits fünf Zwischenformen zwischen Tomate und Nachtschatten durch Pfropfung erhalten, so daß das Problem als endgültig gelöst erscheint und auch die Zweifel an der echten Pfropfbastarde des alten Cytisus Adami verschwinden müssen.

Doch nun traten neue Fragen auf, vor allem die nach der Nachkommenschaft der Pfropfbastarde. Es zeigte sich das merkwürdige Resultat, daß alle Nachkommen entweder zu der Tomate oder zu dem Nachtschatten zurückschlugen. Eine Erklärung dieser auffälligen Erscheinung und damit zugleich das Verständnis für das Wesen der Pfropfbastarde überhaupt ergab sich aus der genauen anatomischen Untersuchung. Es zeigte sich, daß alle Pfropfbastarde ähnlich wie die anfangs erhaltene Chimäre teils aus reinem Tomatengewebe, teils aus reinem Nachtschattengewebe bestehen, das nicht wie bei einer Chimäre, nebeneinander, sondern über- und untereinander angeordnet ist. Da die Gewebeschichten sich in sehr verschiedener Art miteinander mengen können, so ist es erklärlich, daß verschiedene Arten von Pfropfbastarden aus demselben Elternpaar entstehen können. Bei echten, durch Kreuzbestäubung, also auf sexueller Grundlage, erhaltenen Bastarden dagegen haben nur artreine Zellen in verschiedener Lagerung, die lediglich in der Gesamterscheinung Mittelbildungen, zuweilen von wunderlicher Art, zwischen den Eltern darstellen. Weitere Versuche werden jedenfalls noch mehr Klarheit über diese Fragen verbreiten. (Lebhafter Beifall.)

An diesen Vortrag schloß sich ein weiterer des berühmten Rheinener Physiologen über:

„Neuere Ergebnisse auf dem Gebiete der tierischen Elektrizität“

auf dem Gebiete des geheimnisvollen Zusammenhanges zwischen Lebensbetätigungen und elektrischen Strömen in Muskeln und Nerven, ein Gebiet, das sich wohl zu dem wichtigsten Zweige der biologischen Wissenschaften entwickeln wird.

Es folgte dann der letzte Vortrag der Versammlung und der diesjährigen Tagung überhaupt, von Prof. Braus:

„Ueber die Entstehung der Nervenbahnen“.

Er legte die großen Erfolge der experimentellen Embryologie dar, die in Deutschland entstanden ist; doch nicht überall sah man die Bedeutung der jungen Disziplin ein, das fruchtbare Samenkorn war bei uns fast überall auf unfruchtbaren Boden gefallen. Aber ein glücklicher Wind wehte den Samen in die Neue Welt. Wir können uns jetzt der schönen Früchte, die dort unter verständnisvoller Pflege erwachsen sind, freuen. Die Wissenschaft hat keine politischen Grenzen. So muß diese Förderung auch uns betreffen, wenn nicht heute, dann morgen. (Lebhafter Beifall.)

Hierauf wurde der offizielle Teil der Tagung geschlossen.

Kleines feuilleton.

Himmelserscheinungen im Oktober. Von Sonnen- und Mondfinsternissen haben wir lange nichts gehört. Diese Ereignisse sind ja sowieso schon immer nicht sehr aufregend, denn eine Mondfinsternis ist keine schlimme Sache; viele bemerken sie gar nicht, selbst wenn sich die Geschichte sozusagen unter ihren Augen abspielt, besonders wenn Wolken am Himmel sind, die den Mond alle Augenblicke verdunkeln. Ganz anders eine Sonnenfinsternis. Sie verwandelt ja den hellen Tag selbst wenn es bedeckt und keine Sonne zu sehen ist, in Finsternis, und solch Ereignis wirkt natürlich ganz anders. Aber doch auch nur, wenn die Sonnenfinsternis total ist; eine partielle macht ebenfalls keinen allzugroßen Eindruck, weil das helle Sonnenlicht den verfinsterten Teil der Mondscheibe zu sehr überstrahlt. Die meisten Sonnenfinsternisse sind aber keine totalen, zum mindesten für die meisten Erdorte nicht. Auch im Oktober findet eine Verfinsternung der Sonne durch den davorretenden Mond statt, und zwar am Vormittag des 22. Oktober. Sie beginnt um 2 Uhr 19 Minuten morgens in der Nähe von Lahore (Punjab, Vorderindien). Das Gebiet der Sichtbarkeit erstreckt sich über den größten Teil des asiatischen Kontinents, mit Ausnahme von Kleinasien, Palästina, dem westlichen Arabien und dem im Osten der Lena gelegenen Teil Sibiriens, ferner über Australien mit Ausnahme der Südwestspitze und über die westliche Hälfte Polynesiens. Die Finsternis endet im Südosten der Salomon-Inseln um 8 Uhr 7 Minuten vormittags.

Bei einer ringförmigen Finsternis ist der Mond soweit von der Erde entfernt, daß sein Schattenkegel die Erde nicht mehr erreicht. Das ist wohl möglich, weil ja seine Bahn um die Erde elliptisch ist. Steht er in der Nähe der großen Ase seiner Bahnellipse, dann haben wir das Phänomen einer ringförmigen Finsternis. Wenn die drei Körper Sonne, Mond und Erde dann genau in einer Richtung stehen, sehen wir um die schwarze Mondscheibe einen Ring der strahlenden Sonnenscheibe. Wissenschaftlich ist solche Finsternis nicht sehr wertvoll.

Von den großen Planeten sind im Oktober Venus, Mars und Saturn zu sehen. Auch Merkur kann man im Anfange noch kurze Zeit als Morgenstern beobachten, doch wird er Mitte Oktober be-

reits wieder unsichtbar. Jupiter kommt von der Erde aus gesehen hinter die Sonne zu stehen, so daß er natürlich von deren Licht völlig überstrahlt wird und unsichtbar ist. Venus ist anfangs des Monats eine, Ende aber 3½ Stunden als Morgenstern sichtbar und erreicht am 22. Oktober ihren größten Glanz. Mars Sichtbarkeit nimmt immer weiter zu, bis auf 12 Stunden am Ende des Monats, und Saturn steht in der zweiten Hälfte des Oktober die ganze Nacht am Himmel. Er ist das günstigste Beobachtungsobjekt, und wer Gelegenheit hat, ihn durch ein Fernrohr zu besichtigen, der sollte das tun.

Der Polarstern ist in letzter Zeit Gegenstand einer Helligkeitsuntersuchung gewesen, die ergeben hat, daß sein Licht nicht gleichmäßig ist, sondern um einen sehr geringen Betrag in einer fast vier Tage betragenden Periode auf- und abwärts. Mit bloßem Auge ist von dieser Schwankung nichts zu bemerken, die Untersuchung wurde photographisch ausgeführt. Worauf dieser Lichtwechsel zurückzuführen ist, weiß man noch nicht sicher, obwohl es eine ganze Reihe Annahmen gibt.

Um den neuen Stern in der Eidechse sind nach Aufnahmen in Pulkowo jetzt auch ähnliche veränderliche Nebel vorhanden wie um die Nova im Perseus 1911. Man nimmt an, daß es durch den Strahlungsdruck fortgetriebene Staubmassen sind, die in den Welt-raum hinauswandern.

Am 22. Juli beobachtete Prof. Franz, der Direktor der Breslauer Sternwarte, nördlich von den Hyaden einen kleinen Nebel an der Grenze der Sichtbarkeit mit bloßem Auge, der sich in sechs Minuten um anderthalb Vollmondsbreiten gegen Osten fortbewegte. Dem Aussehen nach glich der Nebel dem Kometen Krieh. Es handelte sich wahrscheinlich um einen ganz erdnahen Kometen, der vielleicht nur wenige Mondweiten von uns abstand. Leider war er später nicht mehr auffindbar, weil das Wetter trübe war.

Der Komet Brooks ist jetzt bereits mit bloßem Auge sichtbar; er hat die Helligkeit des Andromedanebels und beginnt seinen Schweif zu entwickeln. Er steht zwischen Wega und dem Polarstern, etwas tiefer als die Verbindungslinie.

Meteorologische.

Die Witterungskunde der Gegenwart. Die Witterungskunde ist als eigenliche Wissenschaft überhaupt noch nicht über das Jugendalter hinaus und kann daher damit rechnen, daß ihr noch eine große Entwicklung bevorsteht. In der Tat hat sie während der letzten zehn Jahre so enorme Fortschritte gemacht, daß man ihr noch weitere große Umwälzungen prophezeien möchte. Die Wettervorhersage, nach deren Erfolg der Stand der Witterungskunde im Publikum hauptsächlich beurteilt wird, hat ihre Grundlage freilich noch nicht erheblich geändert, aber es liegen bereits Anzeichen dafür vor, daß man in nicht ferner Zeit dazu gelangen wird, den Gang des Wetters wenigstens in der Hauptsache längere Zeit vorher anzuzeigen. Vorläufig hat man den allgemeinen Wünschen wenigstens schon so weit nachgegeben, daß man sich auf Wetterprophezeiungen für 48 Stunden einläßt, während früher jede Prognose, die für mehr als 24 Stunden gültig zu sein behauptete, für unwissenschaftlich und wertlos erklärt wurde. Das wichtigste Ereignis für diesen Teil der Meteorologie war die Einbeziehung der Insel Island in den Bereich der täglichen Wetterbeobachtungen. Gerade die Umgebung dieser Insel eignet sich zur Grundlage von Wetterprognosen für Nordeuropa, da sich dort die vom Nordatlantischen Ozean her drohenden Witterungsänderungen zuerst bemerkbar machen. Innerhalb der Wetterprophezeiungen sind für die Praxis selbstverständlich die Sturmwarnungen von größter Bedeutung, und hier hat die Technik während der letzten Zeit mächtig eingegriffen, um den Nutzen der meteorologischen Arbeiten zu verstärken. Es ist namentlich die drahtlose Telegraphie, die ihr neue Möglichkeiten dargeboten hat, und diese sind auch alsbald von maßgebender Stelle aus in die Wirklichkeit übertragen worden. Die deutsche Regierung steht bei diesem Vorgang an der Spitze, indem sie unter Leitung der Deutschen Seemarle in Hamburg eine Organisation zur Erteilung von Sturmwarnungen an Schiffe auf dem hohen Meer durchgeführt hat. Die Warnungen werden dreimal hintereinander aufs Meer hinaus geschickt und enthalten in etwa fünfzehn Worten die zu erwartende Windrichtung und eine Angabe über die wahrscheinlich besonders bedrohte Zone. Einen weiteren Fortschritt, den die Witterungskunde gerade in Deutschland zu verzeichnen gehabt hat, bedeutet die gründliche Verarbeitungen der Beobachtungen über Windgeschwindigkeiten innerhalb der letzten zwanzig Jahre. Diese meteorologischen Arbeiten werden selbstverständlich der Luftschiffahrt am meisten zugute kommen. Es hat sich ergeben, daß Winde von weniger als 4½ Meter Geschwindigkeit in der Sekunde weitaus überwiegen. Solche nehmen etwa drei Viertel der Gesamtzeit in Anspruch. Ein weiteres Fünftel entfällt auf Winde von 4½ bis 9 Meter Geschwindigkeit. Die darüber hinausgehenden Windstärken sind viel seltener, und solche von mehr als 13½ Metern in der Sekunde umfassen nur 1,4 v. H. der Gesamtheit. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß sich diese Angaben nur auf die tiefste Luftschicht in der Nähe des Erdbodens beziehen. In 500 Metern über diesem muß man bereits auf eine doppelt so große Windgeschwindigkeit rechnen. Dann steigert sie sich nur noch langsam, so daß eine zweite Verdoppelung erst in etwa 5 Kilometer Höhe über dem Erdboden erreicht wird.